Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 179. Bromberg, den 20. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

Crusius begleitete Dorival nach dem Hotel Kaiserhof, wo man erklärte, daß weder ein Mantel noch ein Seidenhut im Hotel zurückgeblieben sei.

Dorival nahm den Verlust der Kleidungsstücke nicht gerade tragisch. Er vermutete, daß Mantel und Hut einem jener Spitzbuben in die Hände gefallen sei, in deren Fach er gestern eine Gastrolle gegeben hatte, einem Paletotmarder.

Als er sich auf der Straße von Herrn Crusius verabschieden wollte, richtete dieser noch eine Frage an ihn: „Bitte, sagen Sie mir, Herr Baron, wie sind Sie eigentlich gestern aus dem Hotel herausgekommen? Wir hatten alle Ausgänge besetzt und haben das Haus von oben bis unten durchsucht."

„Waren Sie auch auf dem Dach?"

„Auf dem Dach? Nein!"

„Sehen Sie, das war ein Fehler", lächelte Dorival den Detektiv an. „Ein großer Fehler."

„Aber wie konnte ich vermuten —?"

„O, ein richtiger Detektiv muß auf alles gefaßt sein. Ich hatte auf dem Dach eine Flugmaschine stehen. Mit der bin ich in Spiralen, verstehen Sie, in Spiralen davongeflogen. Wie in den Märchen der Teufel aus dem Schornstein."

*

Am Nachmittag wurde von dem Postboten ein Brief für Herrn von Armbrüster abgeben. Ein sonderbarer Brief, mit einem großen, fremdländischen Wappen, das die Aufschrift trug: Konsulato de Republico de Costalinda.

Hastig erbrach Dorival den Umschlag.

Der Brief lautete:

„Sehr geehrter Herr! Durch den Irrtum eines Kellners wurde mir gestern abend im Hotel Kaiserhof ein Pelzmantel und ein Zylinder gebracht die beide nicht mir gehören. Mein eigener Pelzmantel und mein eigener Hut waren mir von einem Spitzbuben entwendet worden. Ich fand in dem fremden Mantel ein Täschchen, das eine Anzahl Visitenkarten enthält, die auf Ihren Namen lauten. Ich vermute, daß auch Ihnen der Pelzmantel von dem erwähnten Spitzbuben gestohlen worden ist. Sollte dies der Fall sein, so stehen Ihnen Mantel und Hut in meinem Büro zur Abholung zur Verfügung.

Hochachtungsvoll

Rosenberg, Konsul."

„Ei, Ei!" jubelte Dorival.

Er rieb sich vergnügt die Hände. Das war ja famos! Auf diese Weise kam er zu der Bekanntschaft des Konsuls Rosenberg auch ohne Vermittlung Umbachs. Natürlich wollte er dem Konsul sagen, daß ihm der Mantel gestohlen worden sei. Wozu lange romantische Erklärungen? Er mußte sich bei dem Konsul sehr bedanken — eine schönere Anknüpfung konnte es ja gar nicht geben. Dann kam noch die Frage nach dem Wolframvorkommen in Costalinda. Das gab Gelegenheit, von seinem Bergwerk in Brasilien zu erzählen . . .

Und so weiter!

Und dann — das Wiedersehen mit Ruth! Auf ihr Gesichtchen freute er sich, wenn sie erfuhr, daß er ein wenig Harun al Raschid gespielt hatte . . .

Das mußte ja famos werden. Das Leben war doch sehr unterhaltsam! Und wem verdankte er diese fröhlichen Verwicklungen, in die er da hineingeraten war?

Dem Emil Schnepfe!

„Schließlich muß ich mich bei dem Menschen noch bedanken!" dachte er, während er sich vor dem Spiegel den Schlips band. „Was sagte doch heute morgen das Mädel? „Das Leben macht den Menschen gut oder schlecht. Es kommt ganz darauf an, wie es ihn anfaßt" Kann ich bestätigen! Wäre dieser Crusius wirklich das gewesen, was ich in ihm vermutet hatte, so stände ich heute unter der Anklage, einem Beamten während der Ausübung seines Berufs tätlichen Widerstand geleistet zu haben. Wäre ich im Pelzmantel des Konsuls Rosenberg abgefaßt worden, konnte noch eine Anklage wegen versuchten Diebstahls dazukommen. Brr . . . Ja, mein Lieber, das Leben spielt mit dem Menschen, wie die Katze mit der Maus. Ich bin der Katze entwischt, den anderen hat sie gepackt . . ."

So versöhnlich gestimmt war Dorival noch nie in den letzten Wochen gewesen. Er gab Galdino den Befehl, ihn zu begleiten. Er wollte sofort zum Konsul Rosenberg gehen und den Mantel reklamieren.

Ein großes Gebäude, das von unten bis oben mit den Büroräumen großer Firmen angefüllt war, enthielt auch die Geschäftsräume des Konsuls Rosenberg.

Ein älterer Diener von sehr vornehmem Aussehen fragte Dorival nach seinem Begehr. Auf die Erklärung, daß er den Herrn Konsul sprechen wolle, führte ihn der Diener in ein Wartezimmer und ersuchte ihn, auf einem vorgedruckten Formular kurz die Angelegenheit anzugeben, in der er den Herrn Konsul zu sprechen wünsche.

„Es scheint mir leichter, eine Audienz beim Reichskanzler zu bekommen, als beim Konsul von Costalinda", dachte er und gab dem Diener den Zettel und seine Besuchskarte.

Nach einiger Zeit kam ein kleiner Herr, der hinter dem Ohr einen Federhalter stecken hatte. Er war in allen seinen Bewegungen und in seiner Sprache sehr hastig, sozusagen der Mensch gewordene Eilzug.

„Sie sind Herr von Armbrüster? Sie kommen wegen des Pelzmantels?" sprudelte er hervor. „Können Sie sich ausweisen, daß Sie der Besitzer des Mantels sind? Ich meine, können Sie mir ein besonderes Merkmal angeben, woraus ich sehe, daß der Mantel Ihnen bekannt ist — daß er Ihnen gehört?"

Der Herr blinzelte durch seine scharfgeschliffenen Brillengläser den Mann, der den Pelzmantel für sich in Anspruch nahm, mißtrauisch an.

„Der Herr Konsul hat doch in dem Mantel meine Visitenkarten gefunden. Genügt das nicht?"

„Können Sie mir sagen, wieviel Visitenkarten es waren?"

„Das kann ich nicht. Es mögen etwa zwanzig Stück gewesen sein."

„Falsch. Es waren nur acht Stück. Wie ist der Mantel gefüttert? Aus welchem Pelz besteht der Kragen?"

„Der Kragen ist Otter und das Futter ist Nerz."

„Richtig."

„Besondere Merkmale?"

Dorival überlegte.

„Ich bitte, etwas schnell", drängte der kleine Mann. „Ich bin sehr in Anspruch genommen. Ich habe keine Zeit."

„Ich möchte Ihre Zeit gar nicht in Anspruch nehmen", entgegnete Dorival. „Ich war gekommen, um den Herrn Konsul zu sprechen."

„Ganz ausgeschlossen! Der Herr Konsul hat mich beauftragt, die Angelegenheit zu erledigen. Also bitte, beantworten Sie meine Frage." Der kleine Herr konnte eine sehr energische Sprache führen.

Zum Glück fiel Dorival ein, daß der Knopf an der linken Tasche des Mantels abgerissen war. Das gab er an und dies Merkmal genügte dem mißtrauischen Herrn. Schnell, wie er gekommen war, verließ er mit kurzem, hastigem Gruß das Wartezimmer und gleich darauf brachte der alte Diener dem verdutzten Dorival den Mantel und den Seidenhut. Dorival gab die Sachen an Galdino, verabfolgte dem Diener ein Trinkgeld und verließ in gedrückter Stimmung das große Geschäftshaus.

Er hatte sich die Sache anders vorgestellt!

*

Am anderen Morgen wurde er entschädigt.

Galdino hatte ihm sämtliche Morgenblätter kaufen müssen, und in einer der Zeitungen fand er ein Inserat, das sich nur auf ihn beziehen konnte, eine Nachricht Ruths. Er hatte also richtig gerechnet! Das erfinderische Mädchen hatte sich einer Anzeige in einer der gelesensten Tageszeitungen bedient, um ihm mitzuteilen, daß es ihn dringend zu sprechen wünsche. Wahrhaftig: dringend!

Die Anzeige lautete:

Herr in Pelzmantel,
der vorgestern vor Hotel Kaiserhof zu junger Dame in Auto stieg, wird gebeten, diese Dame an der Stelle morgen um 11 Uhr vormittags zu erwarten, an der er das Auto verlassen hat. Sicherheit wird verbürgt. Angelegenheit dringend.

„Fabelhaft!" sagte Dorival —

„Angelegenheit dringend!" —

„Sicherheit wird verbürgt!" —

„— Sie verbürgt sich!" fuhr er in seinem vergnüglichen Selbstgespräch fort. „Das ist auch nötig. Ich bin nämlich ein Räuberhauptmann. Ich bin ein moderner Großstadtbandit in Lackstiefeln und Seidenhut —"

Dann dachte er nach.

„Soll ich? Soll ich nicht? Ja! Spielen wir das Spiel weiter! Es wäre doch jammerschade, wenn ich auf einmal kein schöner Räuberhauptmann mehr wäre, und in meiner ganzen Armseligkeit als einfacher von Armbrüster dastünde. Und wenn das gut geht, dann — das sage ich dir, zukünftige Frau von Armbrüster! — werde ich diesem fabelhaften Emil Schnepfe den besten Verteidiger Berlins stellen, wenn sie ihn erwischen!"

6.

„Spiele das Spiel!" ermahnte sich Dorival. „Sonst bringst du dich um das Vergnügen, einst als Großvater deinem Enkel diese fabelhafte Geschichte erzählen zu können!"

Eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit war er zur Stelle.

Wie ein Wachtposten schritt er auf dem Bürgersteig auf und ab und hielt nach allen Richtungen Umschau. Nie war ihm eine Viertelstunde so lange erschienen. Die Minuten krochen im Schneckengang. Endlich schlug es vom Turm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche elf Uhr und siehe, mit einer Pünktlichkeit, die seinem Herzen wohl tat, kam aus der Richtung vom Lützowplatz mit schnellen Schritten Fräulein Ruth Rosenberg.

Er eilte ihr entgegen, zog tief den Hut und küßte ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht haben warten lassen!"

Ruth lächelte.

„Ich freue mich," erklärte sie, „daß Sie meine Anzeige gelesen und verstanden haben. Ich rechne darauf, daß Sie diese Zusammenkunft so auffassen, wie sie gemeint ist. Sie bezweckt die Besprechung einer geschäftlichen Angelegenheit. Wir können natürlich nicht hier auf der Straße stehen bleiben. Nur fünf Minuten von hier entfernt, in der Kurfürstenstraße, liegt ein Café, das jetzt gar nicht besucht ist. Dort will ich Ihnen sagen, weshalb ich Sie gebeten habe, hierher zu kommen. Bitte, begleiten Sie mich."

Sie hatte diese Ansprache hastig heruntergehaspelt wie etwas Auswendiggelerntes. Nun sah sie ihn mit ihren großen, dunklen Augen fragend an.

„Wie Sie befehlen!" sagte Dorival.

Er suchte, während er neben ihr herging und mit Wonne den feinen Veilchengeruch einsog, der sie umspielte, nach einem Gesprächsstoff. Der kühle, rein geschäftsmäßige Ton, den sie angeschlagen hatte, beirrte ihn nicht, aber es erschien ihm nicht an der Zeit, so zu sprechen, wie er gern gesprochen hätte. Und so schwieg er, gleich ihr. Innerlich aber war er sehr vergnügt!

Plötzlich fühlte er, wie die Finger seiner Begleiterin sich um sein Handgelenk krampften. Ihr Schritt stockte.

„Mein Gott," flüsterte sie ihm erschreckt zu, „dort steht ein Polizist!"

„Fürchten Sie sich vor der Polizei?" fragte Dorival gedankenlos.

„Nein — aber Sie! Wir wollen umkehren. Wenn er Sie erkennt, sind Sie verloren!"

Aha, sie fürchtete für ihn. Und sie hatte ihm doch seine Sicherheit verbürgt —

„Lassen wir es darauf ankommen," antwortete er mit imponierender Ruhe. „Ich bin gewohnt, der Gefahr ins Auge zu sehen. Aber bitte, Ihren Arm. So geht es besser."

Und er gab sich den Anschein eines Mannes, der mit kaltblütiger Gelassenheit allen Schrecken dieser Welt entgegengeht. Er zog ihren Arm in den Seinen, und sie widerstrebte nicht. Als sie an dem Schutzmann vorbeigingen, fühlte er ihr Zittern.

„Eine gewisse Frechheit ist für meinen Beruf durchaus erforderlich," bemerkte er so nebenbei. „Man kommt ohne sie nicht vorwärts!"

In dem Café war nicht ein einziger Gast, man schien auch noch nicht auf den Besuch von Gästen zu rechnen. Ein Kellner, blaß und übernächtig, der eine Arbeitsschürze vorgebunden hatte, wischte Tische und Stühle ab, und ein Mädchen putzte mit verdrossenem Gesichte Gläser.

Dorival und Ruth setzten sich in eine Nische. Der Kellner brachte Kaffee. Als sich der Mann wieder an seine Arbeit begeben hatte, sagte Ruth, mit dem Löffel spielend, ohne aufzublicken:

„Sie haben Wort gehalten, Sie haben den Mantel meines Vaters zurückgeschickt."

„Aber ich hatte Ihnen doch mein Ehrenwort gegeben!"

„Es tut mir leid, daß Sie Ihren Mantel bei dem Vorfall im Kaiserhof eingebüßt haben."

„Wieso?" fragte Dorival wiederum gedankenlos.

„Nun, mein Vater, der doch nicht ohne Mantel und Hut aus dem Hotel gehen konnte, brachte die Sachen mit nach Hause. Gestern hat er den Mann ermittelt, dem Sie den Mantel und den Hut — hm — entliehen hatten. Nun, ich biete Ihnen heute ein Geschäft an, damit können Sie mehr verdienen als einen Pelzmantel —"

„Ein Geschäft? Sie machen mich neugierig!" Dorival griff nach ihrer Hand.

Sie zog die Hand zurück.

„Das dürfen Sie nicht!" sagte sie und blickte ihn strafend an. „Sie haben sich bisher mir gegenüber ritterlich benommen. Das müssen Sie auch weiter tun, sonst müßte ich annehmen, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe. Dann würde ich sofort gehen. Wünschen Sie das?"

„Nein!"

„Gut, dann kann ich vernünftig mit Ihnen reden. Ich werde Ihnen zuerst sagen, was ich von Ihnen verlange, und dann nennen Sie mir Ihren Preis. Sie versprechen mir, daß alles, was ich Ihnen sage, von Ihnen streng geheim gehalten wird?"

Jetzt streckte sie ihm selbst ihre Hand entgegen.

Er griff schleunigst zu.

„Sie wissen, daß mein Vater Konsul der Republik Costalinda ist", begann Ruth, und sie sprach wieder ganz in ihrer ruhigen, geschäftsmäßigen Art. „Mein Vater hatte früher in Costalinda ein Importhaus. Er hat in diesem Land lange Jahre gelebt. Später nahm er einen Teilhaber an, der dem Geschäft in Costalinda vorstand, während sich mein Vater nach Deutschland zurückzog. Vor etwa fünf Jahren brach in Costalinda eine Revolution aus. An der Spitze der revolutionären Partei stand ein Mann, der sich General Alvarez de Almeida nannte. Den Titel eines Generals hatte er sich selbst zugelegt. Er und seine Leute begingen in jener Zeit viele Grausamkeiten, plünderten, zerstörten fremdes Eigentum.

Damals schrieb mein Vater an seinen Teilhaber nach Costalinda einen Brief, in dem er seiner Anhänglichkeit an den Präsidenten offenen Ausdruck gab und aus seiner Verachtung für den General Alvarez kein Hehl machte. Dieser Brief ist nie in die Hände des Mannes gelangt, für den er bestimmt war. Der Teilhaber meines Vaters wurde von den Revolutionären ermordet, als er sich auf einer Kaffeeplantage befand, die er durch seine Gegenwart vor der Zerstörungswut der Horden des Alvarez zu retten hoffte. So kam es, daß der Brief meines Vaters in den

Besitz eines Angestellten der Firma gelangte. Dieser Mensch hat den Brief sorgfältig aufgehoben. In seinen Händen wird dieser Brief für meinen Vater zum Verderben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Ladenhüter.

Skizze aus der Inflationszeit von Klara Blüthgen.

„Etwas reichlich ausgeräumt sieht es bei dir wirklich schon aus, Alwine!"

Mit einem versorgten Blick sah sich die Witwe in dem Stübchen des alten Fräuleins um, das den typischen Charakter des jetzt verarmten Mittelstandes trug! Zwischen Möbeln mit zerschlitzten Bezügen ein Teppichfetzen an einer Stelle, wo früher wohl mal ein „echter Perser" gelegen, kahle Wände, eine Glasservante mit nur wenigen und gar nicht kostbaren Sachen.

„Du hattest doch so viel Wertvolles, Alwine! Ich fürchte, du hast vorzeitig verkauft und vielleicht nicht an der richtigen Stelle. Sonst könnte es dir doch jetzt nicht so schlecht gehen." Die Überlegenheit der praktischen Frau gegenüber der unpraktischen lag in der Stimme der Witwe.

„Gott, wenn man in Not ist — da kann man sich nicht lange bedenken — —"

„Man hat doch seine Freundinnen, die man zu Rate zieht, zum Beispiel mich. Es ist in dieser Zeit geradezu Selbstmord, wertvolle Sachen so wahllos zu verschleudern."

„Ich war so müde von der ewigen Heimarbeit, die so wenig einbringt, da hilft man sich, wie man kann. Du freilich weißt es nicht, was es heißt, so müde zu sein. Du gebrauchtest da eben so beiläufig das Wort Selbstmord —"

„Alwine, du wirst doch nicht die Absicht —? Aber nein, wer so etwas ausspricht, tut es ja nicht." Ein strenges zur Ordnung rufen schwang in der Witwenstimme.

„Nein, man tut es nicht. Es wird einem nämlich gnädig abgenommen. Die Ernährung wird immer kümmerlicher, sie kann einem alten Körper nicht mehr die nötigen Kräfte zuführen, da wird man dann matter und matter, und zuletzt wird's ein ganz allmähliches, sanftes Auslöschen sein, gar nicht schrecklich, vielleicht sogar sehr süß. Ich komme mir immer vor, wie eine Raupe, die sich eben verpuppen will — so totmatt —"

„Konntest du dich nicht an mich wenden? Berühmt geht es mir ja auch nicht, aber immerhin erträglich. Freilich, es ist meine Schuld, ich hätte mich um dich bekümmern sollen, aber jetzt denkt jeder nur an sich." Sie streichelte die abgezehrte Hand mit den aufliegenden blauen Adersträngen der anderen. „Mut, altes Mädchen, ich helfe dir."

„Ich mag kein Gnadenbot essen. Das ist nun mal der Stolz von uns Neu-Proletariern. Der einzige, den wir uns leisten können."

„Wie du willst. Dann in anderer Weise. Laß mich mal deinen Besitz sehen."

Sie hielten Musterung, schlossen Schränke auf, zogen Kasten heraus. Viel war da allerdings nicht mehr zu holen.

„Wo ist die Empire-Zuckerschale mit dem dunkelblauen Glaseinsatz? Verkauft natürlich? Den Preis will ich gar nicht wissen, ich bin überzeugt, daß du dich mächtig hast übers Ohr hauen lassen. Wo sind die Teelöffelchen mit den Filigrangriffen? Auch weg, schade. Und das goldene Döschen, in das Rubine und Diamanten eingesetzt waren, wie Glasfensterchen? Na, ich frage schon gar nichts mehr. Aus all diesen Dingen hätten Summen herausspringen müssen, die dich lange über Wasser gehalten hätten, wenn du den Verkauf richtig angefangen hättest. Wie man das macht, meinst du? Man geht eben von einem Antiquar zum andern, notiert sich die Preise, und nach dem zwanzigsten vergleicht man und schließt ab. Du aber, Kind Gottes, hast dir einfach in die Hand drücken lassen, was man dir bot — wenig genug selbstverständlich, da man dir deine Notlage ansah."

Die Witwe hatte sich in den Ton des Mitleids hineingeredet, jetzt ging sie die Wände entlang, was sich dort wohl noch fände. Familienbilder in schwarzen Rahmen; der Großvater, der Familienstolz, für den aber jetzt trotz seines Exzellenztitels kein Mensch hundert Mark geben würde; Fräulein Alwine selbst im duftigen Tanzstundenkleide mit vielen, vielen „getollten" Volants; irgend eine junge Mutter mit ihrem Kleinen, auf das sie so ausdruckslos selig hinabsah, wie strenge Photographenjünglinge es diesen Objekten zur Pflicht machen. Das Gutshaus, das Alwines Großvater mütterlicherseits in besseren Zeiten gehört hatte. Darunter ein nachgedunkeltes Ölgemälde von der Größe einer mäßigen Schreibmappe.

„Nanu? Was ist denn das?"

„Ach, ein alter Ladenhüter, ohne jeden Wert."

„Weißt du das so genau?"

„Vetter Franz' Jüngster, der Leonhardt, der seit anderthalb Jahren die Akademie besucht, hat es für einen alten wertlosen Schinken erklärt."

„Dann freilich — wenn eine solche Autorität — — Aber mitgeben könntest du es mir doch mal."

„Herzlich gern, wenn es dir keine Mühe macht."

Resolut nahm die Witwe das Ölbild, das eine heilige Nacht darstellte und sehr stark nachgedunkelt war, wickelte es in einen Zeitungsbogen (aus einer Zeit, wo sie noch Zeitungen hielt). Auf dem Flur wickelte sie es noch mal aus, prüfte es genau, suchte nach dem Malernamen, ohne ihn zu finden. In glücklichen Zeiten war sie viel gereist, hatte die verschiedensten Hauptstädte mit ihren Museen besucht, ein Instinkt sagte ihr, es müsse sich hier um etwas Wertvolles handeln.

Wie sie es Alwine vorgeschrieben, wanderte sie nun selbst von einem Antiquar zum anderen und notierte die Angebote. Der eine bot 25 Milliarden Mark, der andere 60 Milliarden, der dritte lehnte überlegen ab, die Sache habe gar keinen Marktwert. Schon wollte die resolute Witwe ein bißchen mutlos werden — da erreichte die Bewertung plötzlich 400 Milliarden Mark. Sie zitterte vor Freude, als sie an die Freundin dachte, die schon durch diese Summe auf ein Weilchen hinaus vor der dringendsten Not geschützt sein würde. Nun war sie in die Gegend gekommen, wo die besseren, kunstverständigsten Antiquare hausten — und jetzt stiegen die gebotenen Preise wie die Quecksilbersäule am Thermometer an heißen Augusttagen. Schon war sie nahe daran, loszuschlagen, nur einen letzten Versuch wollte sie noch machen. —

Ein gar nicht großer Laden, gar nicht viele Sachen darin, aber ein Herr mit einem weißhaarigen, edelgeschnittenen feinen Kopf, der das Bild lange und eingehend ansah: „Wenn Sie es mir bis morgen hier lassen könnten?"

Am anderen Tage zog die resolute Witwe ohne das Bild, aber mit zwei Billionen ab. Ein wenig Angst hatte sie, der Freundin das unerwartete Glück beizubringen. Wenn es sie niederwirft? Sie einen Herzschlag bekommt? Sehr nervös und ein bißchen herzschwach ist sie so wie so — —

Aber die starke Freudenwelle riß Fräulein Alwine nicht in die Tiefe, sondern spülte sie sanft ans Ufer einer für absehbare Zeit sorgloseren Zukunft.

Die Geschichte vom dummen Löwen und listigen Hasen.

Auf einem Gebirge, dessen Gipfel von ewiggrünen Wäldern umsäumt war und nach dem alle Tiere der Umgegend voller Schrecken und Ehrerbietung hinüberschauten, lebte ein gar böser Löwe, namens Brumdada, der unbestrittene Herrscher der ganzen Gegend, die er schonungslos verheerte. — Jede Tierfamilie hatte schon durch ihn eines ihrer Mitglieder verloren. Die Hirschkühe zitterten beim leisesten Knistern der welken Blätter, die den Waldboden bedeckten, die Kaninchen wagten sich nicht aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und selbst die Panther und Luchse hatten keine ruhige Minute.

Denn Herr Löwe packte zu, wo er ging und stand, um seinen Appetit zu stillen. Schonungslos, manchmal auch nur zu seinem Vergnügen, tötete er alles, was ihm in den Weg kam, so daß wirklich die ganze Umgegend dauernd in Todesangst schwebte. Als die Tiere gar nicht mehr aus noch ein wußten, da beriefen sie eine Versammlung ein und beschlossen, dem Löwen folgenden Vorschlag zu machen:

„Wenn Eure Majestät gütigst geruhen wollte, uns nicht alle zu vernichten, so würden wir beschließen, Eurer Majestät täglich einen von uns zur Nahrung zu schicken, damit die anderen in Frieden leben können."

Brumdada nahm diesen Vorschlag an und bestimmte genau die Stunde, zu der er das Opfer täglich in seiner Höhle haben wollte.

Von diesem Tage an konnten die armen Tiere doch wenigstens etwas ruhiger leben, wenn sie sich auch einer gewissen Angst nicht zu erwehren vermochten. Da die kleinen Kaninchen, die niedlichen Hirschkälbchen und die meckernden Zicklein sich nicht mehr vor einem Überfall des Löwen zu fürchten brauchten, so kamen sie langsam aus ihren Verstecken wieder hervor, tummelten sich im Freien und spielten miteinander Haschen und Versteck.

Eines Tages fiel nun das Los auf einen alten Hasen, der seines Scharfsinns wegen bei seinen Stammesgenossen berühmt und von ihnen sehr geachtet war. Unter Tränen und Wehklagen begleiteten ihn seine Angehörigen und Freunde bis zum Walde, in dessen Tiefe die Höhle des gefürchteten Löwen mit der Riesenmähne lag.

Nach kurzem, herzlichem Abschied von seinen Lieben schritt der alte Hase mit majestätischer Ruhe seinem Schicksal ent-

gegen. Aber weil er sehr mutig und zugleich doch auch ein wenig Philosoph war, so sagte er sich, seinen Kopf langsam und bedächtig hin- und herwiegend:

„Man gehorcht nur aus Furcht und weil man am Leben hängt. Soll der Löwe doch ruhig auf mich warten! Es wird ihm ja wohl auch kaum etwas anderes übrigbleiben."

Und nun fing unser Hase an, nach Herzenslust herumzubummeln, labte sich an den saftigen Wurzeln und freute sich der holden Lieblichkeit des verträumten Waldes.

Als er endlich die Höhle des Löwen erreicht hatte, war es inzwischen reichlich spät geworden. Die Sonne stand hoch im Mittag, und der Tyrann hatte ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend, da er seit morgens noch nichts gefrühstückt hatte. Da er nun noch dazu bemerkte, daß der Hase so gemächlich ankam und daß in seinen Augen etwas wie Schadenfreude und Ironie blitzte, da geriet er ganz außer sich und schrie sein armes Opfer furchtbar an:

„Wo kommst du denn so spät her? Wie kannst du es wagen, dich über mich lustig zu machen? Augenblicklich kommst du ganz nahe zu mir heran, damit ich dich nach Gebühr strafe."

Der Hase tat zwar sehr bescheiden, aber er hütete sich schwer, der Aufforderung des Löwen nachzukommen.

„Euer Gnaden, das lag wirklich nicht an mir. Ich habe unterwegs einen anderen Löwen getroffen, der mich durchaus nicht wieder fortlassen wollte. Ich habe ihm aber geschworen, daß ich sofort zurückkehren würde und daß ich nur Euer Gnaden benachrichtigen müsse, da ich doch mein Wort nicht brechen könnte und wollte. So bin ich denn hier!"

„Na, das ist doch unerhört!", tobte der Löwe, außer sich vor Zorn. „Ich bin der Herr dieser Gegend, ich, ich ganz allein. Wer ist der freche Eindringling, der es wagt, mir meine Macht streitig zu machen? Es wird ihm ebenso ergehen wie dir, du erbärmliches Nagetier: ein Mundvoll — und er ist nicht mehr!"

„Würden also Eure Majestät mir zu folgen geruhen?" Und der Hase, der mit allergrößter Mühe das Lachen verbeißen mußte bei dem Gedanken, daß er dem Tyrannen einen Streich spielen konnte, führte den Löwen bis in die Nähe eines tiefen Brunnens, den er unterwegs entdeckt hatte.

Dann setzte er sich auf den Brunnenrand und bat den Löwen, in den Brunnen hineinzuschauen.

„Sehen Majestät, da ist der Nebenbuhler. Er hat sich in den äußersten Winkel seiner Höhle verkrochen. Er hat Euch sicher kommen hören. Nun fürchtet er sich doch. Ja, seht nur, er zittert sogar vor Furcht!"

Der Löwe freute sich gar sehr, so seinen Nebenbuhler zu finden. Er beugte sich über den Brunnenrand und sah sein eigenes Bild sich in dem etwas trüben Wasser spiegeln. Aber das merkte er nicht, sondern war vielmehr völlig davon überzeugt, daß das der freche Eindringling wäre und geriet bei dessen Anblick außer sich vor Zorn. Genugtuung mußte er haben. Der sollte büßen. Und schon stürzte er sich in des Brunnens Tiefe, aus dem es kein Zurück mehr gab.

„Guten Appetit, Herr Brumdada!"

Ein furchtbares Gebrüll, das den ganzen Wald erzittern ließ, war die Antwort und zugleich der Todesschrei des besiegten Brumdada.

An diesem Abend aber herrschte in der ganzen Umgegend ein solcher Freudentaumel, daß man glauben mußte, die Tiere wären närrisch geworden. „Ja, ja", sagte das schlaue Mäuslein, „Mut und Klugheit werden auch mit einem alten Tyrannen fertig!"

Operngenuß im Wasserbett.

Mit dem Kopfhörer auf dem Krankenlager. — Wieviel Rundfunkhörer gibt es in Deutschland.

Ein Kranker lag zwei Jahre im Wasserbett. Wissen Sie, was das heißt? Zwei Jahre auf dem Gummikissen im Wasser zu liegen, abgeschlossen von der Außenwelt? Diese Kranken gehören zu den bedauernswertesten, die es gibt. Ein Freund, der ein eifriger Funkbastler war, besuchte diesen Kranken. Als er den Leidenden liegen sah, kam ihm ein Gedanke. Er besorgte einen Detektor, versah sich mit dem nötigen Gerät und richtete dem Kranken einen Kopfhörer ein. Die erste Vorführung, die dieser hörte, war die Oper „Hans Heiling". Der Eindruck war unbeschreiblich. Andere Kranke, die davon hörten, setzten mit Hilfe des Pflegepersonals des Krankenhauses ihre Radiowünsche in die Tat um. Der Rundfunk hatte seinen Einzug in die Krankenanstalten gehalten.

Freilich ging das nicht ohne Schwierigkeiten ab. Noch im Dezember 1924 hatte sich der Gutachterausschuß für staatliches und kommunales Krankenhauswesen sehr reserviert über die Einrichtung von Radioabteilungen auf sämtlichen Krankenabteilungen ausgesprochen und wollte diese höchstens in beschränktem Maße für Irren- und Lungenheilanstalten zulassen. In **Amerika** dagegen hat man seit längerer Zeit die Krankenhäuser mit Radioanlagen ausgestattet. Irgendwelche Mißstände haben sich dort nicht ergeben. Im Gegenteil haben die Erfahrungen Amerikas zur Nacheiferung in anderen Ländern angeregt. So will man in **England** Radiounterhaltungen in allen Krankenhäusern geben. Man beabsichtigt, an jedem Krankenbett einen Kopfhörer anzubringen.

In **Deutschland** hat die Funkbewegung gerade die letzten Monate erhebliche Fortschritte gemacht. In der Antwort auf eine Rundfrage, die kürzlich bei den Leitern der hannoverschen Krankenhäuser stattfand, sprachen sich alle Aerzte übereinstimmend für die Anlage der Radioeinrichtungen im Krankenhause aus. In Hamburg genehmigte auf Grund einer Aussprache in der Gesundheitsbehörde die maßgebende Stelle die Anlage von Radiostationen in den Häusern der chronisch Kranken, insbesondere der Lungentuberkulosen, der Wasserbetten- und der Augenkranken. Auf den Tuberkulosestationen müssen **die** Kranken monatelang ihr furchtbares Leiden mit Geduld tragen, in den Wasserbetten liegen ebenfalls die Kranken wochen-, ja monatelang, und auf den Augenabteilungen befindet sich eine große Zahl von Kranken, die vorübergehend nicht lesen dürfen. Auf solchen Abteilungen ist also ohne weiteres die Unterhaltung des Rundfunks segensreich. Auch auf den übrigen inneren chirurgischen, gynäkologischen Abteilungen ist der Rundfunk auf die Dauer wohl nicht zu entbehren, zumal auch hier die Kranken oft außerordentlich lange liegen müssen.

Um dem wilden Einbau von Anlagen vorzubeugen, ist es erwünscht, daß die Krankenhausverwaltungen die regelrechte Einrichtung fördern. Der Leiter des Barmbecker Krankenhauses, eines der größten in Deutschland, Dr. Knack, bezeichnet die Anlage als erforderlich in allen Krankenhäusern, mögen sie nun staatlich oder privat sein, in allen Heilstätten, Genesungsheimen und dergleichen mehr. Wenn auch der gesunde Mensch nicht Zeit und Lust findet, tagtäglich seinen Radioapparat zu benutzen, so ist das Seelenleben eines Kranken doch anders zu bewerten. Auch verfügt der chronisch Kranke über recht viel Langeweile. Allerdings kommt für Krankenanstalten nur der **Kopfhörer** in Frage, da er keinerlei Geräuschstörungen auf den Stationen verursacht und nur **der Kranke** hören kann, dem es der **Arzt** gestattet hat. Lautsprecher sind nur möglich in besonderen Sälen, in denen etwa gemeinsame Feiern (Weihnachten z. B.) gehalten werden.

Mit diesem neuesten Zweig hat der Rundfunk wieder ein Gebiet erobert, auf dem er segensreiche Arbeit verrichten kann. In Kürze wird der Unterhaltungsrundfunk auf das **zweite** Jahr seines Bestehens zurückblicken. Die letzten Monate haben ein neues Anschwellen der Teilnehmerzahl gebracht. So zählt Deutschland gegenwärtig 838 904 zahlende Teilnehmer.

Zählt man zu diesen angemeldeten Apparatebesitzern die Familienangehörigen, Hausgenossen usw., so kommt man auf einige Millionen regelmäßige Hörer.

Fritz Funk.

Lustige Rundschau

* **Moses und Wilson.** In Neuyork macht ein hübsches Geschichtchen die Runde: Als Woodrow Wilson an die himmlische Tür kam, begegnete ihm Moses, und es entspann sich folgendes Gespräch: Moses: „Sind Sie nicht Mr. Wilson?" — „Der bin ich." — „O, Sie tun mir so leid." — „Wieso denn?", fragte Wilson. — „Ja, sind Sie nicht Woodrow Wilson, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika?" — „Gewiß." — „Haben Sie nicht die Vierzehn Punkte entworfen, die den großen Krieg zu Ende bringen halfen?" — „Ja, das habe ich." — „Sehen Sie, Sie tun mir so schrecklich leid, wenn ich bedenke, was die Menschen mit Ihren Vierzehn Punkten angestellt haben." — Darauf Wilson: „Dann gehen Sie nur mal hinunter auf die Erde und sehen Sie zu, was sie dort aus Ihren Zehn Geboten gemacht haben."

*

* **Kindermund.** Der kleine Fritz (nachdem er eine Weile still nachdenkend dagesessen hat): „Mama, wo hast du mich eigentlich kennen gelernt?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.